

Joachim Stiller

# Die Philosophie des Rationalismus

Audiotranskription zur gleichnamigen  
Audiodokumentation von Michael Conradt

Alle Rechte vorbehalten

# Die Philosophie des Rationalismus

Hier die Audiotranskription zur Audiodokumentation „Die Pure Vernunft – Die Philosophie des Rationalismus“ von Michael Conradt (Institut für Angewandte Philosophie) zum Mit-, Nach- und „So“-Lesen.

„Der Philosoph Gottlieb Wilhelm Leibniz hatte Ende des 17. Jahrhunderts eine verwegene Vision:

„Lassen Sie uns nach der Erfindung von Werkzeugen zum Sehen und Hören nunmehr ein Fernrohr für den Geist selbst konstruieren, das nicht nur die Oberflächen der Körper sichtbar machen, sondern auch die inneren Formen der Dinge entdecken wird“. (Leibniz)

Mit diesem Fernrohr für den Geist selbst meinte Leibniz eine Methode, mit der es gelingen soll, das gesamte Wissen der Menschheit zu Tage zu fördern und zwar nicht nur das schon vorhandene, sondern das überhaupt menschenmögliche.

Als Modell dafür sah Leibniz unser Sprechen und unser Rechnen an. Sprache entsteht durch eine Kombination von Alphabet und Grammatik. Buchstaben werden nach bestimmten Regeln zu Wörtern und Sätzen verknüpft, in denen sich alles ausdrücken lässt, was in unserem Bewusstsein ist.

In ähnlicher Weise, so das Kalkül von Leibniz, müsste es doch möglich sein, ein Alphabet und eine Grammatik unseres Wissens zusammenzustellen, Das Alphabet enthielte alle Atome des Wissens, wie er es nannte, und die Grammatik die richtigen Regeln zu ihrer Verknüpfung. Dann könnte man beides in allen nur denkbaren Möglichkeiten kombinieren, also jedes Wissensatom kreuz und quer mit jeder in Frage kommenden Regel. Auf diese Weise müsste sich dann alles, was wir wissen und überhaupt wissen können sozusagen ausrechnen lassen. Künftige Irrtümer in der Philosophie, schreibt Leibniz, wären dann nur noch Rechenfehler, die relativ leicht behoben werden könnten.

„Danach wird es zwischen zwei Philosophen keine größeren Disputationen mehr bedürfen, denn es wird genügen, dass sie zu ihren Federn greifen, an ihren Rechenbrettern niedersitzen und sich gegenseitig sage: Lass uns das nachrechnen.“

Diese *Mathesis universalis*, wie Leibniz das philosophische Ausrechnen des Weltwissens nannte, war nicht nur sein persönlicher Wunschtraum, sondern der einer ganzen philosophischen Epoche, nämlich des sogenannten Rationalismus. Der Rationalismus war im 17. Jahrhundert europaweit die beherrschende philosophische Denkrichtung. Zu seinen maßgeblichen Protagonisten zählten neben Leibniz der französische Philosoph Rene Descartes, der Engländer Thomas Hobbes und der niederländische Denker Baruch de Spinoza.

Alle Rationalisten einte die Überzeugung, dass die wesentlichen Erkenntnisse über die Welt nicht der Erfahrung entnommen werden. Sie beruhen nicht auf sinnlicher Wahrnehmung oder Naturforschung, sondern entstammen unserer Vernunft. Deshalb die Bezeichnung „Rationalismus“ (von lat. *ratio* = Vernunft). Die Welt, so die Grundannahme der Rationalisten ist vernünftig strukturiert und deshalb auch durch unsere Vernunft erkennbar, zumindest in ihren Grundzügen. Alles Weitere kann dann daraus abgeleitet werden nach dem

Vorbild der Mathematiker oder so, wie Leibniz es sich mit seiner Mathesis universalis vorstellte.

Als Begründer des Rationalismus gilt Rene Descartes, der von 1596 bis 1650 lebte. Descartes war, wie auch Leibniz und andere Rationalisten, von Haus aus nicht nur Philosoph, sondern auch Mathematiker. Was ihn an der Mathematik faszinierte, war die Gewissheit ihrer Sätze,  $2 \times 2 = 4$  etwa oder  $a^2 + b^2 = c^2$ . Das sind Aussagen, die unzweifelhaft wahr sind und immer und überall gelten. In allen anderen Wissenschaften vermisste Descartes solche Gewissheiten. Deshalb erschienen sie ihm ungesichert und damit fragwürdig. Dies galt auch für die bisherige Philosophie.

Was Descartes deshalb anstrebte, war eine grundlegende Erneuerung des philosophischen Denkens, weg von den Spitzfindigkeiten der mittelalterlichen Scholastik und weg auch von der Resignation der Skeptiker, die davon ausgehen, dass es gar keine Wahrheit gibt oder dass wir sie zumindest nicht erkennen können. Descartes erwartete von der Philosophie und damit von sich selbst die Aufstellung erster allgemeiner Prinzipien des Wissens, deren Wahrheit und Gewissheit so unerschütterlich sein sollte, wie die mathematische Aussage, dass  $2 \times 2 = 4$ . Auf diesem sicheren philosophischen Fundament, so Descartes, sollten dann alle anderen Wissenschaften aufbauen. Das war sein Programm.

Gesucht war somit ein allererstes Fundament von Gewissheit, sozusagen ein Archimedisches Punkt allen Wissens. In seinem ersten großen Werk, dem „Discours de la methode“, deutsch: von der Methode des richtigen Vernunftgebrauchs, beschreibt Descartes, wie er dabei vorgeht:

„Da ich mich aber damals auf die Suche nach der Wahrheit begeben wollte, glaubte ich, ich müsse alles das als völlig falsch verwerfen, wofür ich mir nur den geringsten Zweifel ausdenken könnte, um zu sehen, ob danach nicht irgendeine Überzeugung zurückbliebe, die gänzlich unbezweifelbar wäre.“ (Descartes)

Descartes nennt dies die Methode des universalen Zweifels. Er will alles, woran auch nur der geringste Zweifel möglich ist, als falsch ansehen, aber nicht wie der Skeptiker, der die Wahrheit schon aufgegeben hat, sondern in der Hoffnung, dass sich etwas übrigbleibt, an dem sich auch beim besten bzw. eher schlechtesten Willen nicht zweifeln lässt. In seinem Werk „Meditationen über die Grundlagen der Philosophie“ heißt es dazu weiter:

„Daher wollte ich, da unsere Sinne uns manchmal täuschen, voraussetzen, dass es nichts Derartiges gäbe, wie sie es uns glauben machen. Alles nämlich, was ich bisher am ehesten für wahr gehalten habe, verdanke ich den Sinnen oder der Vermittlung der Sinne. Nun aber bin ich dahinter gekommen, dass diese uns bisweilen täuschen und es ist ein Gebot der Klugheit, denen niemals ganz zu trauen, die uns auch nur ein Mal getäuscht haben.“ (Descartes)

Die Sinne können also täuschen, und somit „nicht“ die Quelle eines unbezweifelbar wahren Wissens sein. Aber auch an anderen lässt sich zweifeln:

„Da es Menschen gibt, die sich beim logischen Schließen schon bei einfachsten Fragen täuschen und sich Fehlschlüsse zuschulden kommen lassen, so verwarf ich in dem Gedanken, dass ich ebenso wie jeder andere der Möglichkeit einer Täuschung unterworfen wäre, auch alle Begründungen als völlig falsch, die ich zuvor für Beweise gehalten hatte.“ (Descartes)

Also auch an der Logik lässt sich zweifeln. Auch das, was wir denken, kann falsch sein. Und der Zweifel reicht noch weiter:

„Endlich erwog ich, dass uns genau die gleichen Vorstellungen, die wir im Wachen haben, auch im Schlaf kommen können, ohne dass in diesem Fall eine davon wahr wäre. Und ich entschloss mich daher zu der Einstellung, dass nichts, was mir jemals in den Kopf gekommen war, wahrer wäre, als die Trugbilder meiner Träume.“ (Descartes)

Letztlich lässt sich also an „allem“ zweifeln, was Descartes bisher für wahr hielt, z.B. auch an den Sätzen der Mathematik, die so sicher schienen. Descartes schreibt, dass er sich an dieser Stelle seines Gedankengangs fühlte, als wäre er in einen tiefen Strudel geraten, als hätte er allen Halt verloren. Offenbar kann nichts von dem, was wir sehen oder hören oder auf andere Weise sinnlich wahrnehmen, aber auch nichts von dem, was wir denken, als unbezweifelbar wahr und gewiss angesehen werden.

Aber gerade in diesem radikalsten Zweifel nun findet Descartes das feste Fundament, das er sucht, denn er sagt sich: „Selbst wenn es so ist, wenn ich mich in allem, was ich denke, täusche, so existieren doch auf jeden Fall diese Gedanken, in denen ich mich täusche. Alles, was ich denke, mag falsch sein, aber dabei bleibt doch wahr, dass ich denke. Und wenn es wahr ist, „dass“ ich denke. Und wenn es wahr ist, dass ich denke, dann ist es auch wahr, dass ich „bin“. Denn denken kann ich nur, wenn ich bin.“ (Descartes) So kommt Descartes zu seiner berühmten Schlussfolgerung „Ich denke, also bin ich“ (Cogito ergo sum). In seinen eigenen Worten:

„Als bald aber fiel mir auf, dass, während ich in dieser Weise zu denken versuchte, alles sei falsch, doch notwendig ich, der es dachte, etwas sei. Und indem ich erkannte, dass diese Wahrheit: „ich denke, also bin ich“ so fest und sicher ist, dass die ausgefallensten Unterstellungen der Skeptiker sie nicht zu erschüttern vermöchten, so entschied ich, dass ich sie ohne Bedenken als ersten Grundsatz der Philosophie, die ich suchte, ansehen könnte.“ (Descartes)

Dabei hat Descartes den gesuchten Archimedischen Punkt aller Erkenntnis gefunden. Das feste Fundament aller Erkenntnis liegt im Denken des Menschen, also in seiner Vernunft. Dies ist die Geburtsstunde des Rationalismus.

Descartes Cogito ergo sum hat über die Erkenntnistheorie hinaus auch weltanschauliche Bedeutung, denn es geht nicht nur um das Denken des Menschen, sondern auch um dessen Sein. Weil unbezweifelbar feststeht, dass ich denke, ist ebenso gewiss, dass ich existiere. Die Seinsgewissheit des Menschen gründet somit nicht mehr in Gott, wie es noch das Mittelalter sah also darin, dass Gott die Welt und uns Menschen geschaffen hat, sondern sie gründet im Menschen selbst, in seinem Denken.

Damals begannen die Menschen sich für autark zu halten, nicht mehr auf Gott angewiesen, sondern nur noch auf sich selbst. Damit setzte eine Säkularisierungstendenz ein, die etwa hundert Jahre später in der Aufklärung offenkundig wurde, die Loslösung des Menschen von Gott, den man nicht mehr brauchte bzw. von dem man meinte, dass man ihn nicht mehr brauche.

Diese hohe Selbsteinschätzung des Menschen bei geringer werdender Bedeutung Gottes, kennzeichnet das Denken der Neuzeit. Ausgangspunkt und Kern dieses Denkens war Descartes' Cogito ergo sum. Auch deshalb wurde der Satz einer der berühmtesten der

Philosophiegeschichte und Descartes gilt nicht nur als Begründer des Rationalismus, sondern als der Vater des modernen Denkens überhaupt. Von dieser ersten Gewissheit aus versucht Descartes nun weitere sichere Erkenntnisse zu gewinnen.

„Zuerst habe ich versucht, im allgemeinen die Prinzipien oder ersten Ursachen aller Dinge zu finden, die in der Welt sind oder sein können, ohne als deren Ursache etwas anderes anzusehen, als Gott allein, der sie geschaffen hat, oder die Prinzipien anderswo herzuführen, als aus gewissen uns angeborenen Wahrheiten.“ (Descartes)

Mit diesen ersten angeborenen Wahrheiten, die wir in unserem Bewusstsein vorfinden, meint Descartes neben unserer Gottesvorstellung auch andere Ideen, wie etwa Vollkommenheit und Unendlichkeit. Solche Ideen können nicht der Erfahrung entnommen sein, weil sie nicht sinnlich wahrnehmbar sind. Wir können Gott nicht sehen, also müssen sie unserer Vernunft entstammen. Deshalb nennt Descartes sie *Ideae inate*, angeborene Ideen.

Dass diese Ideen wahr sind und nicht bloße Täuschungen, wie er im universalen Zweifel befürchtet hatte, begründet der gläubige Christ Descartes mit der Vollkommenheit Gottes:

„Das natürliche Licht oder das uns von Gott verliehene Erkenntnisvermögen, kann niemals einen Gegenstand erfassen, der, sofern er klar und deutlich erkannt ist, nicht wahr wäre. Denn Gott müsste mit Recht ein Betrüger genannt werden, wenn er uns jenes Vermögen derart gegeben hätte, dass wir, wenn wir uns seiner richtig bedienen, das Falsche für das Wahre hielten.“ (Descartes)

Das Kriterium für die Wahrheit von Erkenntnissen ist also, dass sie uns klar und deutlich vorliegen, „*clare et distincte*“. Diese Klarheit und Deutlichkeit ist nicht immer von vornherein, sondern muss methodisch erarbeitet werden, wie in der Mathematik. In seinem Diskurs über die Methode benennt Descartes dafür vier Grundregeln, die er selbst anwandte, die aber auch für alle anderen Untersuchungen hilfreich sind.

Die 1. besagt, niemals eine Sache als Wahr anzuerkennen, von der ich nicht evidentermaßen erkenne, dass sie wahr ist. D.h. Übereilung und Vorurteile sorgfältig zu vermeiden und über nichts zu urteilen, was sich meinem Denken nicht so klar und deutlich darstellte, dass ich keinen Anlass hätte, daran zu zweifeln.

Dieses ist die Regel der Evidenz, die gewissermaßen eine Kombination des universalen Zweifels mit dem Kriterium der Klarheit und Deutlichkeit darstellt. Wir sollen nur das als wahr anerkennen, das sich uns unmittelbar so einleuchtend darstellt, dass an seiner Wahrheit nicht zu zweifeln ist. Dies ist aber nur selten der Fall. Häufiger sind wir uns unsicher, was wir von einer Sache halten sollen. Dann müssen wir, um Irrtümer zu vermeiden, weiter überlegen und prüfen, bis der Sachverhalt klar ist. Dazu dienen die drei anderen Regeln.

Die 2. Regel besagt, jedes Problem, das ich untersuche, in so viele Teile zu teilen, wie es angeht und wie es nötig ist, um es leichter zu lösen. Dies ist die Regel der Zergliederung.

Die 3. [Regel]: In der gehörigen Ordnung zu denken, d.h. mit den einfachsten und am leichtesten zu durchschauenden Dingen zu beginnen, um so nach und nach, gleichsam über Stufen, bis zur Erkenntnis der am meisten zusammengesetzten aufzusteigen. Dies ist die Regel der zweckmäßigen Ordnung des Vorgehens. Wir sollen mit den leichtesten Fragen beginnen und erst dann die schwierigeren in Angriff nehmen.

Die 4. und letzte Regel schließlich ist die der Vollständigkeit. Sie lautet: überall so vollständige Auszählungen und so allgemeine Übersichten aufzustellen, das ich sicher bin, nichts zu vergessen.

Bei Befolgung dieser Regeln besteht nach Descartes Hoffnung auf ein vollständiges Wissen über die Welt, also das, was auch Leibniz in seiner Mathesis universalis anstrebte. Descartes schreibt:

„Vorausgesetzt man verzichtet nur darauf, irgend etwas für wahr zu halten, was es nicht ist und man beobachtet immer die Ordnung, die zur Ableitung des einen aus dem anderen notwendig ist, kann nichts so fern liegen, dass man es nicht schließlich erreichte und nichts so verborgen, dass man es nicht entdeckte.“ (Descartes)

Descartes hatte damit die Fundamente des Rationalismus geschaffen. Alles Erkennen, alles Wissen gründet in der Vernunft. Seine Nachfolger versuchten dieses rationalistische Diktum auszuweiten und auch andere Bereiche des menschlichen Lebens in der Vernunft zu verankern. Thomas Hobbes etwa das Zusammenleben der Menschen im Staat und Baruch des Spinoza die Moral.

Hobbes entwickelte mit seiner sogenannten „Vertragstheorie“ eine neue wissenschaftliche Staatslehre, die den Staat als Garanten des inneren Friedens etabliert. Dieser Auffassung zufolge herrscht im Naturzustand, also bevor die Menschen einen Staat gründen, ein beständiger Krieg aller gegen alle. Keiner ist jemals vor dem anderen sicher. In Hobbes Worten: „Homo homini lupus“ oder der Mensch ist dem Menschen ein Wolf.

Deshalb gebietet es die Vernunft, dass die Menschen sich zu einem Gemeinwesen zusammenschließen, in dem jeder auf die Ausübung seiner eigenen Gewalt verzichtet und sie stattdessen in einem fiktiven Gesellschaftsvertrag auf den Staat überträgt. Dieser verpflichtet sich im Gegenzug für die Sicherheit seiner Bürger zu sorgen. Solcher Art organisiert, kann dann ein gedeihliches Zusammenleben der Menschen stattfinden.

Thomas Hobbes begründet die Legitimation des Staates also nicht mehr religiös als irdisches Abbild des Reiches Gottes, sondern aus der menschlichen Klugheit, nämlich dem vernünftigen Interesse der Bürger an dem eigenen Wohlergehen. Dies ist sein Beitrag zum Rationalismus. Die Vernunft ist es, die den Zusammenschluss zu einem staatlich geschützten, friedlichen Gemeinschaftswesen nahelegt. Diese rational begründete Idee eines Gesellschaftsvertrags wurde zur institutionellen Grundlage des modernen Staatswesens.

In der Philosophie Baruch de Spinozas kommen die beiden zentralen Merkmale des Rationalismus am radikalsten zum Ausdruck. Sowohl die mathematisch-methodische Strenge des Denkens, als auch die Fixierung auf die Vernunft als einzige Erkenntnisquelle. Darüber hinaus zeigt Spinoza, wie wichtig die Vernunft auch für unsere Moral und unser Glück ist.

Schon der Titel seines Hauptwerks „Ethik, nach der geometrischen Methode bewiesen“ macht die enge Anlehnung an die Denkwege der Mathematik deutlich. Spinoza übernimmt hier ausdrücklich die Beweismethode des antiken griechischen Mathematikers Euklid, die kurzgefasst in vier Schritten besteht.

Sie beginnt mit Definitionen, also der genauen Bestimmung einer Sache oder eines Sachverhalts. Darauf folgen erste Grundsätze, die dem entsprechen, was Descartes klare und deutliche Erkenntnisse nannte. Aussagen also, die evident sind und unmittelbar einleuchten.

Daraus wiederum entwickeln sich in einem dritten Schritt weitere Lehrsätze, die nicht mehr evident sind, sondern bewiesen werden müssen. In diesen Beweisen besteht dann der vierte und letzte Schritt.

Erstaunlicher Weise ist die Ethik, die aus diesem mathematisch geprägten Denken entsteht, keineswegs abstrakt, sondern eher erdverbunden. Spinoza leitet sie aus der Natur des Menschen ab, die zwei Kernelemente aufweist: Affekte und Vernunft.

Ausgangspunkt sind die Affekte, d.h. die Triebe [Begierden] und Leidenschaften, die uns bewegen und zum Handeln antreiben. Stärkster Affekt ist der Selbsterhaltungstrieb, nicht nur beim Menschen. Jedes Lebewesen strebt danach, sich in seinem Sein zu erhalten. Das ist auch sein natürliches Recht. Man kann es also niemandem verübeln, wenn er versucht, seinen Selbsterhaltungstrieb durchzusetzen und zu befriedigen. Im Gegenteil: Gerade darin sieht Spinoza sogar die Tugend des Menschen. Wer es schafft, sich gut in seinem Sein zu erhalten, handelt tugendhaft.

Hier kommt die Vernunft ins Spiel, denn je besser man über die Welt bescheid weiß mit Hilfe der Vernunft, desto besser können die Affekte gesteuert und die Selbsterhaltung verwirklicht werden. Je vernünftiger der Mensch ist, desto lebensstüchtiger und damit tugendhafter ist er auch. Spinoza schreibt dazu:

„Unbedingt aus Tugend zu handeln ist nichts anderes, als nach der Leitung der Vernunft zu handeln und zu leben, also sein Sein zu erhalten auf der Grundlage des Suchens nach dem eigenen Nutzen.“ (Spinoza)

Aus einer erfolgreichen Sorge um das eigene Leben und Überleben erwächst dann auch das Glück des Menschen. Gelingt die Selbsterhaltung gut, ist der Mensch glücklich, gelingt sie nur schlecht, ist er unglücklich.

In Spinozas Ethik darf der Mensch also durchaus auf seinen eigenen Vorteil bedacht sein und zwar kräftig. Dass daraus dennoch kein asozialer Egoismus erwächst, ist wiederum das Verdienst der Vernunft. Die Leidenschaften, schreibt Spinoza, vereinzeln den Menschen, die Vernunft aber macht ihn gesellschaftsfähig. Sie sieht nämlich ein, dass der Mensch alleine schwächer ist als in der Gemeinschaft. Für jeden von uns ist deshalb im Sinne der Selbsterhaltung nicht nützlicher, als ein anderer Mensch, der ihm gleichgesonnen ist.

Deshalb führt ein tugendhaftes Leben auch in der robusten Ethik Spinozas nicht zum Kampf aller gegen alle, sondern dank der Vernunft zum friedlichen und kooperativen Zusammenleben der Menschen. Hier geht Spinozas Ethik in die Staatsphilosophie über. Der Staat kann die Selbsterhaltung der Menschen besser garantieren als jeder einzelne für sich. Das ist der Sinn und Zweck eines Gemeinwesens.

Die Epoche des Rationalismus währte ein knappes Jahrhundert. In Gottfried Wilhelm Leibniz erreichte sie nochmals einen Höhepunkt, wurde dann aber nach und nach von anderen philosophischen Systemen verdrängt, etwa dem Empirismus und dem Idealismus. Wesentliche Impulse des rationalistischen Denkens wirkten allerdings weiter und prägen die Philosophie und unsere Weltanschauung bis heute. Vor allem das Vertrauen in die Vernunft, das zwar nicht mehr so absolut ist wie damals, das aber z.B. den Fortschrittsoptimismus der Aufklärung kennzeichnete. Ebenso das Pochen auf methodisches Vorgehen und strenge Wissenschaftlichkeit. Auch in der Philosophie.

Die Vision einer Mathesis universalis allerdings, also der Traum des Rationalismus von einer Rechenmaschine des menschlichen Wissens, ging nicht in Erfüllung. Vielleicht ist die Wirklichkeit doch nicht so exakt auszurechnen, wie die Rationalisten das angenommen [hatten].“ (Ende der Audiodokumentation von Michael Conradt)

Joachim Stiller

Münster, 2015

Ende

[Zurück zur Startseite](#)